

Stenglers streifen den Weidensepp, wie ihn der Wirt vorhin genannt hat, mit Schrägen, hagerfülltem Blick.

„Ah, erster guten Tag, Herr Bräutigam. — Es ist heiß heute. Ein harter Dienst. Und dabei Langeweile zum Sterben? — Keine Maus geht mehr über die Grenze, seit sich die Presse des Saargebietes unseren angepöbel haben. Hehehe“, ein höhnisches, spitzelndes Lachen. „Was, wärs wieder Inflationenzeit, hehehe, hehe, da gabs was zu greifen und zu fassen — und die Grenzlet wühlten im Fett und Speck, wie die Wäse in der Fleischammer.“

„Halten Sie 's Maul, Reuter, und lassen Sie die Ungütlichkeiten. Oder glauben Sie viellecht, wir wüßten nicht. — Aber einmal erwischen wir sie doch, und dann heißt hincula ins Weidbüchler Kiltchen und“, die Züge des Beamten hatten sich bei den letzten Worten rotschichtig verzerret. „drei bis vier Jahre Dunkelzelle sind Ihnen sicher.“

„Bah, man soll die Bärenhaut nicht eher verkaufen, als man sie hat, und eh Eure Drohung eintritt, läßt noch manches Wasser die Prims und Saar hinunter.“

„Reuter, wer zuletzt lacht, lacht am besten“, droht der Beamte, wirft ein paar Groschen auf den Tisch, klopft die Wäsche auf, pfeift seinen Hund, der sich draußen herumgetrieben hat, und beim Anblick des Weidensepps die Zähne steckelt, an seine Seite und schreitet mit kurzen Schritten davon.

„Da, die wollen mich fangen“, stöhnt ihm der Weidensepp nach und streift die Tür, durch die der Beamte verschwunden ist, mit giftigen Blick. „Uns wollen sie abbläuen, was mich du, Hämmer. Hohaha, bring mir noch ein Glas, ich könn mich tottrinken.“

Um die scharfen, vom Priemwässer gebeizten Mundwinkel des Wirtes spielt ein verächtliches Lächeln. „Dafür müssen sie früher aufstehen“, meint er höhnisch und streicht mit dem Handrücken eine abgestandene Bierleiche vom Tisch.

„Ist denn die Grenze so schwer kontrollierbar?“ mischt sich ihm ins Gespräch.

„Kauft sie einmal ab, dann werdet Ihre sehen“, belächelt mich der Weidensepp. „Wald, Wald, fast nichts wie Wald und dazwischen eine schmale, lange Schlucht — ein Bächlein läuft hindurch, keine zwei Meter ist es breit, aber schöne Forellen sind drin, ich habe schon manche gefangen. Und mitten in der Schlucht stehen die Grenzsteine. Hoppladapp, aus dem Wald heraus über den Bach, und die von der anderen Seite haben das Nachsehen.“

„Bah“, spuckt der Wirt weiter, „die könnten alle hundert Meter einen Gränzrod stellen, und dann läßt Ihnen noch kein Einheimischer ins Maul. Gewiß, die Landbesitzer, die unsere Schliffe und Änne nicht kennen, so arme Teufel unten von der Seche, die in der Inflationzeit ein paar billige Lebensmittel ins Saargebiet schleppen wollten, haben sie kugelnweise abgeschossen und verknast. Aber uns — wir sind in den Wäldern dahelme wie in unserer Hofenische. Wir kennen hier jeden Wildpfad und Holzweg. Wir haben doch nicht umsonst in den Lohheden seit unsern Kindsbeinen das Vieh gehütet, das Lohholz geschliffen, geschleift und heimgeführt. Da, wenn ich noch dadran denke, wie ich einmal zwei Kühe, zwei gemästete, überzählige hinübergeschafft habe, in der Inflationzeit, als hier die Kühe mit ein paar Lumpenpapiermark bezahlt wurden, mit denen man sich ein paar Tage später die Pfeife anstecken konnte. Es war ein Tag wie heute, heiß und schwülzig. Schon morgens um fünf Uhr weideten meine zwei Kühe oben in der Woffshede und drängten, als ob sie es wüßten, immer mehr der Waldspitze zu, die zum Kbacher Bann gehört. Laß sie machen, dachte ich, legte mich auf den Bauch und ließ sie weiden. Endlich waren sie unten am Grenzbach, fassen sich den Bauch voll Wasser, warfen die Schwänze in die Luft und waren mit einem Sprung auf der anderen Seite. Der Zollbeamte stand ungefähr hundert Meter weiter an einem Wegknie, dachte an nichts Böses und rauchte seine Pfeife. Ja, das Vieh hat manchmal mehr Verstand als die Menschen. Als es ein gebrürges Stück über die Grenze war, trotzte ich ihm nach

und trieb es nach Abach hinüber, wo schon der Metzger vor der Türe lauerte. Die Kbacher schnitten, als sie mich ankamen sehen, allerhand zweideutige Grimassen und sparten nicht mit Zappeln und Stichelreden. Aber das Maul haben sie doch gehalten und das billige Fleisch gegessen. Sie hätten längst ausgerechnet, da fbei mir das Bier dreimal billiger war als im Frankenland und kamen jeden Fleischtag über die Höhe gelappt und haben bei mir geachtelt und geloffen. In normalen Zeiten wäre ich ein feinerreicher Mann geworden, so aber war alles für die Rag. Der Teufel hole den ganzen Schwindel.“

„Und heute?“  
„Heute geht es umgekehrt. Heute schmuggeln wir Schnaps, Zigaretten und Tobak vom Saargebiet herüber. Der Weidensepp kopiert alles in seinem Rutenbüchel über den Berg und verdient damit manchen Groschen, den er als abgeleiteter Bergmann gut brauchen kann. Bordin war wieder eine Ladung drin, aber auf den Einfall sind die Zöllner noch nicht gekommen. Trotzdem wäre ich froh, wenn endlich Schluß mit dem Schwindel wäre, denn einmal haben sie uns doch am Lappen.“

„Und dann?“  
„Dann schlag ich noch ein paar zusammen, damit die Sache an ihren Wert kommt und ich wenigstens weiß, für was ich sitze“, knurrt der Weidensepp.

„Genügt das Eigen wegen Schmuggelns nicht?“  
„Was heißt schmuggeln“, ruft der Bursche erregt, und der Wirt sagt „Dauisch“ und haut mit seiner knoigen Faust durch die Luft. „Wir haben die Franzosen und deutschen Zollbeamten nicht hergerufen“, fährt der Weidensepp fort und beginnt heftig mit den Händen zu gestikulieren. „Schaut, da unten liegt das Saargebiet und hier der Hochwald oder der Hamsrück. Seht Ihr etwas. Seht Ihr viellecht, wo das Saargebiet aufhört und der Hochwald anfängt? Schieben sich die Berge nicht wie Schacheln ineinander bis nach Saarbrücken. Läuft die Prims nicht schon seit tausend Jahren in die Saar und hat sie eine homwende Grenze und Zollschranke gekannt. Und folgen wir nicht schon seit vielen Jahren ihrem Lauf, kommen von den Höhen herunter und suchen auf den Saargruben und Werken Verdienst und Beschäftigung. Geht der Handel und Wandel vom Hochwald zur Saar nicht schon seit vielen Generationen hin und her, hinunter und zurück. Die Kolonisten in den großen Zechendörfern an der Saar essen heute noch gern unsere Kartoffeln, schäpen unser billiges Holz und vermissen auf den Wochenmärkten unser Holzgeschir und unsere Waldbeeren. Und wir, haben wir nicht immer unsere Kleider, Schuhe, Stoffe und noch viele andere Kleinigkeiten auf den Zechen gekauft und mit heimgenommen? Und dann wohnen da unten, seit der Hochwald seine Menschen nicht mehr ernähren kann, unsere Brüder, Schwäger und Schwestern, die es gewohnt waren, einen Teil ihrer Bedürfnisse von der Scholle ihrer Väter zu beziehen. Bah, ich spucke auf die Grenze. Sie kann uns gestohlen werden, wir haben sie nicht verlangt und nicht gewollt.“

„Ja, man hat uns auseinandergerissen wie ein Stück Tuch“, fällt der Wirt ein. „Man wirft unsere Vergleiche, die immer als tüchtige Arbeiter geschätzt waren, auf die Straße und läßt sie stempeln und kleben. Für die paar hungrigen Franken, die sie verdienen, sollen sie die teuren deutschen Waren kaufen, sollen das Bier und Rauchmaterial höher bezahlen als da unten und können ihre paar Kartoffeln, das Stroh und den Hafer, den sie übrig haben, nicht los werden, weil die Käufer aus dem Saarland fehlen. Mir selbst hab im letzten Winter hundert Zentner Kartoffeln kaputt gegessen, weil kein Mensch sie gewollt hat. Bah, wir lassen uns von denen“, und dabei deutet seine Hand nach der Grenze, „heine Fressadendchen vormachen — wenn es nicht so geht, geht es eben ja. Gewiß, die Beamten könnnen ja nichts dafür.“

(E. Hub folgt.)



# Bos

von Dr. J. J. J.

Beilage der „Saar-Zeitung“ und des „Dillinger Tageblattes“

## Bos.

Rektor Saan.

Zur Zeit der Frankenherrschaft bestand in Bos eine Grundherrschaft. Welche Dienste und Abgaben die leibeigenen Bevölkerung zu leisten hatte, kann nicht angegeben werden, da hierüber Urkunden oder sonstige schriftliche Aufzeichnungen fehlen und nirgends aufzufinden sind. Die einzigen Zeugen sind einige Flurnamen, die sich bis jetzt erhalten haben: „Auf der Burg“, in der Keinen und in der großer Ucht“, „in den Festsfeldern“, auf der vorderen und auf der hinteren Fron“.

Reichlicher stehen die Quellen nach der Gründung der Abtei Badgassen. Mit ihrer Entwicklung ist fortan die Geschichte von Bos auf das engste verknüpft. In den Annalen des Klosters wurde nach und nach ein umfassendes altsächsisches Quellenmaterial aufgespeichert, in den Registraturen, in den Saalbüchern, in den Präbendationsregistern und in den Repertorien.

In einer 1080 von Kaiser Heinrich IV. ausgestellten Urkunde wurde der Königshof Wabegogginga mit allem Zugehör seinem Vassallen Eigebert als freies volles Eigentum übertragen. Eigebert verordnete auf seinem Sterbebett, daß zu Wabgassen ein Kloster gegründet werden sollte. Dieser Wille wurde 1135 durch seine Witwe Gisela in Gegenwart des Erzbischofs Albero von Trier mittels einer Schenkungsurkunde vollzogen. Erzbischof Albero ordnete sofort den Bau der Klosterkirche an und berief Prämonstratenser-Mönche nach Wabgassen.

Nach der Gründung des Klosters kamen zu den bisherigen Besitzungen Eigeberts Güter aller Art, die von verschiedenen Herrschaften geschenkt wurden, sowie eine Reihe angelaufener Allodien. So wurde z. B. 1179 um vier Talente ein Allodium in Bos (Bos) gekauft, das einem gewissen Dikmar gehörte. Unter den Gütern und Rechten, die Papst Coelestin III. dem Kloster Wabgassen 1197 bestätigte, ist auch eine Mühle in Buova (Bos) nebst 120 Morgen Land aufgezählt.

Die älteste urkundliche Nachricht, die von Buova (Bos) aufzufinden ist, stammt aus dem Jahre 1052. Hierin ist erwähnt, daß Buova zum Erzstift Trier gehörte. Nach einem Güterverzeichnis von 1250 erstreckte sich bis Buja (Bos) der Kammerforst des Erzbistums. Lange vor dieser Zeit wird die Pfarrkirche von Buova unter denjenigen aufgezählt, die nach einer alten Gewohnheit alljährlich zur Weihe Mettlast an ihren Kirchweihstage wallfahrten. Dies wird bestätigt durch die Erzbischofe Rupert und Albero. Ersterer regierte von 931—956, letzterer von 1132—1158.

Die Gräfin Gisela von Saarbrücken hatte das Kloster zu Wabgassen reichlich ausgestattet. Ihre Nachkommen, die Grafen Keimer und Friedrich von Saarbrücken fügten 1223

zu dieser Dotation das Patronat der St. Peterskirche von Bus nebst der zugehörigen Kapelle von Pütlingen (Püttlingen), welche sie als Lehen von dem Grafen Heinrich von Castell (Wiesbaden) besaßen mit dem Teil des Zehnten (ein Drittel), welcher dem Pfarrer zukommt, d. h. sie inkorporierten die Pfarrei der Abteikirche. Graf von Castell hat die genannte Schenkung ausdrücklich durch eine Urkunde bestätigt. Diese Urkunde wird im Preussischen Staatsarchiv zu Coblenz aufbewahrt und ist in lateinischer Sprache abgefaßt. Sie lautet in deutscher Uebersetzung:

„Im Namen der hl. und ungeteilten Dreifaltigkeit Wie, Heintich, Graf von Castell, wollen bestätigen, daß unsere geliebten Mitter, die Edlen Keimer und Friedrich von Saarbrücken, auf inständige Bitten des Herrn Roderich von Widen und seiner Söhne, mit Zustimmung aller ihrer Erben, das Patronat der Pfarrkirche St. Peter von Bus, das sie bisher von uns nach dem Fandarecht zu Lehen besessen hatten, zu ihrem und ihrer Verwandten Seelenheil durch unsere Hand dem Abte von der Kirche zu Wabgassen mit allem pastoralen Rechten und mit der Kapelle zu Pütlingen mit allem Zubehör freiwillig für alle Zeit geschenkt haben. Was wir bisher in genannter Kirche an Rechten besessen haben, das haben wir zu unserem und unserer Erben Seelenheil obengenannter Kirche in Wabgassen freiwillig geschenkt. Damit diese Schenkungen unangefastet bleiben, haben wir diesen Akt geschrieben und mit unserem Siegel bekräftigt. Geschehen im Jahre 1223 nach Christi Geburt.“

Diese Schenkung wurde 1224 durch den Bischof von Trier und durch den Archidiacon Rudolf bestätigt. Die Bestätigung des Papstes Bonotius erfolgte 1225.

Bos nun an wurde die Seelsorge in Bos ganz von Wabgassen übernommen und auch bei den heftigsten Stürmen stets auf das treue fortgeführt bis zu ihrer Vertreibung aus dem Kloster 1792.

Anfänglich mochte nur der Dekan des Landkapitels Metz, der Pfarrer in Vosmen (Loshelm) Schwierigkeiten. Dieser wollte nicht zulassen, daß ein Raronilas aus Wabgassen in Bos Gottesdienst abhalte. Der Widerstand hielt an bis zum Jahre 1243. Erst 1243 gelang es dem Archidiacon Rudolf, den Dekanen zu beschwichtigen. Von jetzt an konnten die Paters von Wabgassen den Gottesdienst in Bos ungehindert abhalten. Pütlingen trennte sich von Bos und wurde selbständige Pfarrei. Während der Reformationskämpfe jedoch sah es sich vorübergehend der Mutterkirche in Bos wieder als Filiale an. Als solche wird sie in einem Berichte von 1650 erwähnt.

